

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 33.

Freitag, 8. Februar.

1929.

(Schluß.)

Fräulein Deutschland.

Roman von Rosa Porten.

(Nachdruck verboten.)

15.

Thea nahm ihren Platz am Steuer ein. Kramer überblickte noch einmal die ganze Lage, rief Schönbeck ein lautes „Achtung!“ zu und gab mit dem Taschentuch das verabredete Zeichen. Eine laute Detonation erfolgte, die Mühle hob sich schwankend ein wenig in die Höhe — dann stürzte sie polternd und krachend in sich zusammen, indes kleine Flammen an dem Gefäß emporzüngelten. Alles starrte sprachlos auf die Stelle, wo eben noch die Mühle gestanden, und der Gendarm hatte alle Hände voll zu tun, um die Neugierigen zurückzuhalten, die durch die Absperrung brechen wollten.

Raum hatten sich die ersten Rauchschwaden verzogen, so eilte Kramer mit Baumann hinzu, der sich mit Hilfe des Theatermeisters zwischen die Trümmer legte, damit es den Anschein habe, als sei er in der Mühle gewesen, während sie von seinen Verfolgern in die Luft gesprengt wurde. Kramer rollte ihm noch ein schweres Eisenstück über die Brust, um die Sache ganz echt zu gestalten, dann winkte er Schönbeck zu. Während Baumann sich wand und scheinbar versuchte, sich von dem erdrückenden Balken zu befreien, kam Thea in rasendem Tempo herangefahren. Kurz vor dem Verschütteten zog sie die Bremsen an, und knirschend, mit einem jähen Aufschrei, hielt das Auto. Während der jagenden Fahrt hatte sie ihre Haube verloren, und ihre blonden Haare flatterten im Wind.

„Großartig, famos!“ stieß Kramer erregt zwischen den Zähnen hervor, blieb dann aber wie angewurzelt stehen. Ein entsetzlicher Schrei erschütterte die Luft. Aus den rauchenden Trümmern zischte eine lange Stichflamme hervor und schlug der vorgeneigten dastehenden Thea voll ins Gesicht.

Baumann versuchte mit übermenschlicher Kraft, die Eisenwelle, die seine Brust bedrückte, wegzuschleppen. Schönbeck, der glaubte, das Geschehene gehöre in den Plan der Regie, drehte seelenvergnügt seine Kurbel weiter — und so kam es, daß kostbare Sekunden vergingen, ehe jemand Thea zu Hilfe kam. Schönbeck hatte inzwischen die furchtbare Größe des Unglücks erkannt. Mit seinem Kopf, den er rasch auszog, bedeckte er Theas Haupt. Dann trug er die Bewußtlose, deren Kleider glücklicherweise nicht in Brand geraten waren, einige Meter weiter und bettete sie vorsichtig auf den Boden.

Auch Baumann, den man befreit, und der, wie durch ein Wunder, bis auf eine leichte Brandwunde an der Hand unverletzt war, bemühte sich jetzt um Thea. Nur Kramer stand wie betäubt neben ihr.

Endlich kam der inzwischen angeforderte Krankenwagen angepölkert. Die Träger sprangen ab, öffneten die Türe und holten die Bahre heraus. Da Kramer noch immer nicht zu sprechen vermochte, gab Baumann die nötige Auskunft, nahm ihn dann unter den Arm und führte ihn nach dem Gasthaus zurück, was er willenlos mit sich geschehen ließ.

Der Rettungswagen verschwand, vom Staube der Chaussee verhüllt, die Menge, die erregt die Vorkommnisse besprach, verließ sich allmählich. Auch die Schauspieler brachen auf, und nach kurzer Zeit lag das Ufer still und friedlich, als sei nichts geschehen.

Ein Jahr fast war vergangen — zwölf Monate furchtbarer Qualen für Thea Rösen. Nach langen, unendlichen Mühen war es ärztlicher Kunst gelungen, dieses junge, blühende Wesen dem Tode abzutrennen — doch, was sie seinen Krallen entriß, das war nicht mehr die strahlende „Filmkönigin“ von ehemals. Müde, mit gebrochenen Schwingen, war sie ins Leben zurückgekehrt. Leer starteten die Augenhöhlen aus dem entstellten Gesicht.

Kramer war unter dem entsetzlichen Schlag, der alle seine Hoffnungen so grausam zerschmetterte, fast zusammengebrochen. Tagtäglich war er ins Krankenhaus geeilt, in dem Thea mit dem Tode rang, und manche Nacht hatte er verzweifelt gefleht, daß das Schicksal sie ihm erhalten möge. Dieser, nur für Außerlichkeiten empfängliche Mensch schien plötzlich wie umgewandelt. Als dann aber die erste Gefahr vorüber war, und die Genesung außer Frage stand, nahm er seine alten Gewohnheiten wieder auf und ordnete mit vielem Geschick seine Beziehungen zu Feldbauer, der Thea, als er vernahm, daß sie unrettbar erblindet sei, eine kleine Rente aussetzte. Sie so für alle Zeiten versorgt zu wissen, beruhigte ihn wesentlich, und mit Beginn des Winters hatte er bei einer Stockholmer Film-Gesellschaft ein Engagement angenommen, das ihm Miriam Holm, die dort tätig war, vermittelte.

Der Abschied der Gatten war kurz und ziemlich frostig gewesen. Thea billigte zwar seine Gründe, als er sagte, daß er arbeiten und Geld verdienen müsse — aber die Art, in der er sich verabschiedete, ein Handkuß war alles gewesen, hatte ihr einen Stich durchs Herz gegeben. Zum ersten Mal in ihrer Lebenszeit fühlte sie, daß sie verunstaltet, ein Gegenstand des Abscheus und des Widerwillens war für die Gesunden. Mit zitternden Fingern war sie, als er die Türe hinter sich geschlossen, über ihr Antlitz geglimmt, das die verheerende Flamme so entstellt hatte. Wildschlundend hatte sie den Ärzten grollt, die sie in ein Leben zurückriefen, das ihr eine Last bedeutete und keine Freude je mehr bringen konnte. Der gütige, alte Medizinalrat, der innigen Anteil an ihr nahm und dies vom Schicksal zermalnte Geschöpf in ihrer Glanzzeit gekannt hatte, suchte sie zu beruhigen und gab dann der Wärterin einen Wink, besonders auf sie zu achten in den Tagen dieser Krisis, die er vorausgesehen.

Die Zeit, die alles heilende, hatte auch ihr die Ruhe und das innere Gleichgewicht wiedergegeben, und als sie, auf Edith und Deri gestützt, das Krankenhaus verließ, kam es fast wie eine seltsame Heiterkeit über sie. Ihr Reich war jetzt das ruhige Gemach, das ihr die Schwester in ihrem Heim am Wannsee eingeräumt, und auf dessen breitem Balkon sie stundenlang sitzen konnte im wärmenden Schein der Frühlingssonne. Ihr seltsam geschärftes Ohr lauschte den kleinen Wellen, die plätschernd ans Ufer schlugen und die dort anstehenden Röhre knarrend aneinander preßten, dem Gesang der Vögel, dem Lachen tollender Kinder, die in den Nachbargärten sich jagten.

Edith und Eugen taten alles, um der Schwester ihr trauriges Los nach Kräften zu erleichtern. Seit eini-

gen Wochen hatten sie bei diesem Bemühen einen starken Bundesgerissen gefunden in — Frank Willinger.

Eines Tages hatte ihn Edith auf der Straße gefunden, ihn gebeten, sie heimzubegleiten, und seitdem war er fast täglicher Gast in der stillen Villa am Wannsee. Wenn Edith und Eugen, die jetzt an einer führenden Bühne engagiert waren, abends zu tun hatten, saß er bei Thea und spielte auf dem Flügel, den Deri ihr zum Geschenk gemacht, Beethoven vor, für dessen gigantische Größe ihr jetzt in ihrem Leid das Verständnis aufgegangen...

Es war am sechsten Mai, dem Jahrestag des Unglücks, das Thea so jäh aus ihrer vielversprechenden Bahn gerissen. Da sie von den wiederauflebenden Erinnerungen für Theas noch immer zarte Gesundheit fürchteten, hatten sich Edith und Eugen freigemacht, um den ganzen Tag bei ihr sein zu können. Auch Frank hatte versprochen, zu kommen.

Wie damals, schwamm strahlend die Sonne im wolkenlosen Blau, als Thea, von Schwager und Schwester geführt, durch den knospenden Garten schritt. Klar und innerlich gefestigt, sprach sie zum erstenmal von dem, was hinter ihr lag, und was sie von der Zukunft erhoffte.

„Ob Arthur des heutigen Tages gedanken wird?“ sagte sie schließlich und zitterte leicht, als sie Schritte auf dem knirschenden Kies nahen hörte.

Doch es war nicht der erwartete Briefträger, sondern Frank, der ihr einen Strauß blühenden Flieders überbrachte. Sie drückte ihn wortlos an ihr blaßes Gesicht.

„Seltsam“, sprach sie nach einer Weile sinnend, wie zu sich selbst, „als ich noch sehen konnte, rochen die Blumen nicht halb so süß. Es ist, als wollte mir ihr Duft etwas von dem erlösen, was ich verlor.“

Der Spaziergang hatte sie bald müde gemacht und man geleitete sie behutsam in das Haus zurück. Kurze Zeit darauf schellte es. Diesesmal war es ein Postbote zu Rad, der ein dringendes Telegramm für Frau Kramer brachte. Edith nahm es in Empfang und riß es auf. Sicherlich war es von Arthur, der mehr Aufmerksamkeit bewies, als sie von ihm erwartet hatte. Und richtig, die Drahtung kam aus Stockholm. Aber... was war denn das? ... Als Edith den Inhalt überflogen hatte, fing sie so zu schwanken an, daß sie sich am Treppengeländer festhalten mußte.

Die Filmgesellschaft, für die Kramer neuerdings tätig war, teilte mit, daß ihr Regisseur sich unter den Opfern eines abgestürzten Verkehrsflugzeuges befand. Nähere Nachrichten über sein Befinden lägen noch nicht vor.

Es dauerte mehrere Minuten, ehe Edith sich soweit erholt hatte, daß sie wieder ins Wohnzimmer eintreten konnte. Obwohl sie Frank das Telegramm wortlos reichte, wurde Thea unruhig. Instinktiv fühlten ihre geschärften Sinne, daß man ihr etwas zu verheimlichen suchte.

„Was habt ihr?“ fragte sie mit einem gepeinigten Lächeln. Ob man ihr die Wahrheit sagen sollte? Edith sah Frank fragend an, und dieser schüttelte verneinend den Kopf. Dann legte er das inhaltschwere Blatt auf den Tisch zurück.

Die Stille wurde lastend und drückend. Keiner wagte zu sprechen. Frank blätterte gedankenlos in einer illustrierten Zeitschrift, deren letzter Jahrgang gebunden vor ihm lag. Auf einmal schien sich sein Gesicht zu versteinern. Er hatte zufällig ein Titelbild aufgeschlagen, das Theas Antlitz in fast Lebensgröße zeigte. Die Photographie war anlässlich der Wahl Theas zur Schönheitskönigin Deutschlands aufgenommen worden und dementsprechend lautete die kurze Überschrift: „Deutschlands schönste Frau.“

Willinger starrte gebannt auf das Bildnis. Sollte es wirklich erst ein Jahr her sein, daß dieses unvergleichliche Wesen, das eine gütige Natur mit den herrlichsten Gaben ausgestattet hatte...? Er vermochte den Gedanken nicht zu Ende zu führen und beschattete seine Augen, um nicht der Versuchung zu unterliegen, einen Vergleich anzustellen.

Da war er aber auch mit seiner Kraft zu Ende. Seine Kehle war wie zugeschnürt. Ohne ein Wort des Abschieds rannte er aus dem Zimmer, riß seinen Hut vom Haken und lief von dannen, als sei jemand hinter ihm her.

Als Thea Franks eilige Schritte und das Zuschlagen der Türen gehört hatte, war sie aufgesprungen. „Was geht hier vor?“ schrie sie, „warum will man mir es nicht sagen?“

Eugen drückte sie vorsichtig in ihre Kissen zurück. Leise und eindringlich begann er zu ihr zu sprechen, so zart und schonend, daß er beim Schwersten erst angelangt war, als der telephonische Anruf einer Zeitung die Mitteilung brachte, daß der Unfall mehrere Todesopfer gefordert hatte und Kramer sich unter ihnen befand.

Wie versteinert lauschte die Blinde dem Entsetzlichen. Es dauerte Minuten, bis die erlösenden Tränen ihren leeren Augen entströmten. Edith wachte die ganze Nacht an ihrem Bett. Mit unendlicher Liebe und Güte sprach sie auf Thea ein. Nicht von Schuld dürfte in solcher Stunde gesprochen werden, weder von eigener, noch von fremder.

Und wie als Antwort tönte es leise von Theas schluchzenden Lippen zurück: „Auch er hat viel gelitten — um mich!“

Zwei Tage später brachte die Post einen umfangreichen Brief, der erneut Ediths Gleichgewicht zu erschüttern drohte. Die Filmgesellschaft sprach darin ihr tiefstes Beileid aus und fügte ein Schreiben bei, das an Thea adressiert war, und das man in Kramers Tasche gefunden hatte. Er betonte darin in schwülstigen Sätzen seine innere Zusammengehörigkeit mit Thea. Doch mußte sie einsehen, daß er, ein Mann in der besten Jahren...

Angeeffelt brach Edith ab. Sorgfältig zerriff sie dieses Selbstbekenntnis einer schönen Seele. Vor der letzten und schwersten Enttäuschung hatte ein gnädiges Schicksal ihre Schwester wenigstens bewahrt.

Wieder ging ein Jahr durchs Land. Willinger hatte nach seinem Besuch, bei dem er Thea sein innigstes Beileid übermittelt hatte, längere Zeit nichts von sich hören lassen.

Allmählich stellte er sich aber wieder häufiger ein, und schließlich verging kein Tag, an dem er nicht vorsprach. Häufig nahm er sogar an den gemeinsamen Mahlzeiten teil.

Wenn Edith und Eugen im Theater beschäftigt waren, pflegten sie das Abendbrot früher einzunehmen, und Frank schloß sich ihnen dann auf der Fahrt in die Stadt an.

Wie es nun just eines Abends kam, daß Thea ihn bat, ihr längerer Gesellschaft zu leisten und ihr über die trüben Stunden des Alleinseins hinwegzuhelfen, wußte sie später selbst nicht zu sagen.

Nach einigen nichtsagenden Worten war er ans Klavier getreten. Halb mechanisch glitten seine Finger über die Tasten. Die Töne zitterten leise, als wären sie aus dem Schlummer geweckt, dann schwellen sie machtvoll an und erfüllten das stille Gemach.

„Frank“, sagte Thea leise, als er zu spielen aufhörte. Er erwiderte nichts, aber ließ das Instrument erneut erklingen. Ein seltsamer Schimmer huschte leuchtend über Theas verhärmtes Gesicht. Sie hatte die Sprache des Freundes verstanden und lauschte in heiliger Andacht den Akkorden der „Eroica“, die hinausglitten in die herabsinkende Nacht...

— Ende! —

Panther im Canyenviereck.

Von Bollmar Iro.

Das Kampoffest in Blitar auf Java gehört zu den heiligsten Überlieferungen der Javaner und zu den größten Festlichkeiten der Insel, tagelang zuvor sind die wenigen Hotels überfüllt, jeder Eisenbahnzug bringt Gäste aus Surabaya, Surakarta und Djokjarta, die Bauern kommen auf ihren Büffelkarren, der javanische Hof in seinem Sonderzug.

Schon vom frühen Morgen an sind alle Straßen voll vom Spiel der zahllosen Gamelanlavellen: Paukenartige Metalltöpfe aller Größen, erotische Streichgeigen — eine Musik, die durch ihre Sanftheit und den wiegenden Rhythmus an fernes Glöckchenläuten erinnert. Die breiten Bambustrümpfen auf dem Hauptplatz bilden eine viereckige Arena und sind seit der Morgendämmerung dicht besetzt. Nur die der Sonne abgewandte, für den japanischen Residenten und seine Gäste reservierte Estrade ist noch leer. Alle flachen Dächer der umliegenden Häuser wimmeln von Menschen, auf den Ästen der hohen Waringinbäume hockt die Jugend. Längs an Schnüren Kupferstücke hinunter, zieht Kürbisse mit Wasser, Reistuchen und Früchte hinauf, die von Hunderten herumziehenden Händlern feilgeboten werden. Immer wieder dröhnt das dumpfe Gebrüll der Panther, die unter den Tribünen in ihren Käfigen toben. Die Hitze wird mit jeder Minute ärger, um die hohen Vulkankegel am Horizont brauen schon die grauen Gewitterwolken des Vormittags.

Dann ferne Militärmusik. Ununterbrochenes Gamelangspiel kommt näher. Einzug des Residenten. An der Spitze des Zuges eine Abteilung eingeborener Soldaten. Rote Berne und Hüte, bunte Sarongs, grell gelb ver-schnürte, blaue Blusen. Die langen schwarzen, öl-gelbten Haare sind zu einem Knoten gebunden und glänzen in der Sonne. Holländisches Militär vor dem holländischen Residenten und dem Assistentenresidenten des Landesdistrikts von Bittar. Dann die Leibwache des eingeborenen Residenten zu Pferd, mit langen Lanzen, fest-artigen gelben Topfhüten, bunten Sarongs. Jetzt java-nische Edelleute in Kuroffen und Autos hinter jedem der Diener mit dem flachen Sonnenschirm dessen Farben genau den Rang anzeigen: ein vergoldeter Knäufel an der Spitze des Parasols verkündet fürstlichen Rang in absteigender Linie folgt Gold mit Grün Blau Rot. Neben jedem Diener steht der unvermeidliche Soudan aus Messing oder Gold, der dem betretenden Herrn auch bei den höchsten Feier-lichkeiten nachzutragen wird. Eine Abteilung Bogenschützen in phantastischen Kostümen, dann in einer Schar von Dienern zwei Prinzen zu Pferd, mit hohen Schildbatt-kämmen im langen Haar, goldstrotzenden blauen Jaden, am Rücken in einer Seidenschärpe den von Edelsteinen alkern-ten Kris. Japanische Frauen des Hofes mit grellgelb ge-puderten, leuchtenden Schultern, zart wie Kinder, bildhaft wie Statuen. In das schwarze, glänzende Haar sind lil-a Blüten geflochten. Ein Chor von japanischen Sängerinnen, zum Schluss holländische Militärmusik.

Die Estrade ist jetzt überfüllt. Strahlt wie ein lebendes Mosaik von buntesten Farben und Gold. Alle Gamelang-lavellen spielen gleichzeitig, aber es ist kein ohrenbetäubendes Durcheinander, diese Musik ist traumhaft und schlüssert fast ein dazu ein blauer Dunst wie von Weihrauch über den Tribünen — alles raucht den stark mit Ambra durchsetzten Tabak —, die schweren Gerüche der Haaröle, die Blüten-düfte die der heiße Wind aus den Gärten herüberweht — ein Märchen aus Taubenbundeiner Nacht.

Die Panther brüllen wild in die sanfte Musik der Gamelangs, der Nebentendenz gibt das Zeichen.

Hunderte von Lanzensträgern ziehen unten in breiten Reihen über den Platz. Umrahmen ihn mit einem Biered von blinkenden Lanzen. Vier Reihen von Lanzen hinter-einander, alle schief zur Erde geneigt.

Die Tür eines der Käfige unter der Estrade geht hoch, ein großer Panther schießt heraus, duckt sich, mustert fauchend die Menschenmassen. Die gelben Augen glühen, er sucht unmerklich einen Weg zur Flucht zeigt drohend sein prach-tvolles Gebiß, peitscht mit dem Schwanz gegen den Boden, kommt in einem Bogen lauernd gegen die Estrade zurück, setzt plötzlich jäh zum Sprung an, fliegt wie ein Ball vor-wärts, fällt in die Lanzenspitzen, die ihn durchbohren.

Trotz aller Grausamkeit ist dieses blutige Schauspiel, das als Symbol der tausendjährigen Kämpfe mit den Herrschern des Urwaldes gilt, nicht mit den bestialischen Tierquälereien der spanischen Stierkämpfe zu vergleichen. Es fehlt das abstoßende Gebrüll der Arena und vielleicht ist es auch die sanfte Musik der Gamelangs, die fast feierliche Ruhe der Menge, die den häßlichen Eindruck dieses Mordes an eingefangenen Tieren mildern.

Die nächsten Opfer. Wieder ein Panther, neben ihm ein riesiger Tiger. Der Panther wendet sofort, springt an, verschwindet unter den Lanzen. Der Tiger schleicht brüllend in die Mitte des Platzes, wirft sich in den Sand. Blickt im Kreis um sich. Die vielen winkenden Arme reizen ihn, sein wildes „Uah“ geist gegen die Menschenmauer. Er liegt fast eine Viertelstunde, als überlebe er genau den Kampf auf Leben und Tod. Streicht dann langsam gegen die nächste Gasse, duckt sich, springt, schmettert, schon von drei Lanzen durchbohrt, zwei Männer nieder, kommt noch einmal brüllend hoch, fällt in der dritten Reihe.

Und während das sanfte Geigen und Läuten weitertönt, öffnen sich schon die nächsten Käfige.

Restaurants.

Von Jo Hanns Röder.

„Als ich damals in Chile reiste“, erzählte Globetrotter, „lernte ich eine seltsame Gasthausstille kennen. Dort zahlt man nämlich seine Mahlzeiten nach Gewicht. Der Gast wird gewogen, wenn er hungrig in ein Restaurant tritt, und nochmals, wenn er nach dem Essen weggeht. Die Gewichts-differenz muß er dann zahlen.“

„Das hat Sie wohl immer schweres Geld gekostet?“
„Nur das erstemal, als ich den Rummel noch nicht kannte. Beim zweiten Besuch habe ich mir vorher eiserne Gewichte in die Tasche gesteckt und sie nach dem Essen heim-lich unter den Tisch gestellt. Was soll ich Ihnen sagen? Wie ich zum Kassemachen gewogen werde, habe ich ein Pfund weniger als vor dem Essen.“

„Daran hat man Ihren Schwindel gemerkt?“
„Keine Ahnung. Im Gegenteil. Zehn Schilling hat man mir noch ausbezahlt.“

Böttcher hat eine Reise getan. Nach Zürich und drum-um. „Ganz nett, das Land“, erzählt er daheim. „Berge hoch, Hotels sauber, Essen reichlich. Nur die Bedienung ist miserabel.“

„Wirklich? Ich habe immer gehört, daß in der Schweiz die besten Kellner sein sollen.“

Schminkt Böttcher: „Lachhaft. Die Bengels merken sich überhaupt nichts. Wenigstens zehnmal ist es mir passiert, daß ich gewöhnlichen Landkäse einfachen Kuchens in Zürich bestellt habe, und jedesmal haben sie mir doch Schweizerkäse gebracht.“

In Serajewo gibt es eine Spezialität: Forelle blau mit Jüdererbsen.

Bestellt sich Bott eine Portion.
Der Kellner serviert es. Mit Messer und Gabel.
Protestiert Bott: „Ist man hier Fisch mit dem Messer?“
„Versehung“, meint der Kellner, „das Messer ist doch für die Erbsen.“

Zelte steht über Land. Kehrt auf einem Dorfe ein. Läßt sich ein knuspriges Rasthuhn baden. — „Das kann doch hier draußen nicht die Welt kosten“, erwägt er.

Aber er hat die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Acht Mark werden ihm dafür aberlangt.

„Acht Mark für ein Huhn?“
„Ja. Aber es war auch unsere älteste und beste Henne.“

In einem sehr vornehmen Restaurant setzt sich Professor Seidenreich an ein Tischchen. „Heute wollen wir mal einen guten Happen pappen“, ruft er den Kellner, „was haben Sie denn heute als Vorbeise?“

„Summer, Sardinen, Krebse, Kaviar, Krametsvögel in Aspic“, diener der Kellner.

„Und an Suppen?“
„Schilfroten-suppe, Ränguruschwanzsuppe, Petite marmire.“

„Und Fische?“
„Forelle, Fellschen, Zander, Lachs, Aal.“

„Und Geflügel?“
„Gans, Huhn, Ente, Fasan.“

„Also schön“, entschließt sich da endlich Professor Seiden-reich, „wissen Sie was: bringen Sie mir zwei Eier im Glas.“

Schade und Schude gehen in ein Restaurant. Bestellen sich zwei Glas Bier. — Das Bier kommt.

„Prost, Blume!“ sind mit einem Zuge die Gläser halbleer.

Plötzlich ruft Schade laut den Wirt. „In meinem Glas schwimmt eine tote Fliege!“

„O Versehung“, bedauert der Wirt, „ich lasse Ihnen sofort ein frisches Glas bringen.“

Schade bekommt ein neues, volles Glas.

Sagt Schude leise zu Schade: „Hast du nicht noch eine für mich?“

Scherz und Spott

Grund zur Heirat. „Nun, wie steht du mit deinem Verlobten?“ — „Oh, ausgezeichnet. Er hat mir ein Perlen-halsband gekauft, dann einen Diamantring, dann ein kost-bares Armband, und jetzt werden wir heiraten.“ — „Ach, so, ich vermute, daß er seine Sachen wieder haben will.“

Peinliche Anspielung. „Ist der Mond nicht herrlich, heute Abend?“ küsterte sie. „Sein Anblick erfüllt mich immer mit Hunger nach irgend etwas.“ — „Also wir wollen tanzen“, fiel er hastig ein.

* Alfred Polgar: „Schwarz auf weiß.“ (Verlag Ernst Rowohlt, Berlin.) Die wunderbar fein geschliffenen Skizzen, die ein aufmerksamer Beobachter mit Herz und Geist dem Leben unmittelbar abgelauscht hat, bleiben nicht an der Oberfläche haften. Ohne überhebliche Lehrhaftigkeit wird zu den Dingen, die unerfreuliche Erscheinungen bleiben, kritische Stellung genommen, oder sie werden einfach und schlicht nur so hingestellt, wie sie sind und wie sie sein könnten. In aller Lebenswürdigkeit, aber darum nicht weniger aufrichtig wird in dieser zum Kunstwerk gesteigerten Reportage an Vergessenes erinnert, oder aufmerksam gemacht auf Dinge, die im Alltag verschwinden, von Polgar betrachtet und geschildert, aber zum nachdenklich stimmenden Erlebnis werden.

* Walter von Rummel: „Das stille Land“, Roman. (Verlag Parcus & Co., München.) Eine leise Melancholie zieht sich durch den Roman von Walter von Rummel, der hier das Schicksal zweier Menschenkinder gestaltet, die in der Jugend unbewußte Zuneigung zueinander haben, dann auseinanderkommen und später sich wieder unter veränderten Umständen treffen. Sie hat inzwischen geheiratet und hat einen Mann, der sie liebt. Er hat seine erste und einzige Liebe nicht vergessen können. So kommen sie sich wieder näher, und der Gatte will sie freigeben. Wirtschaftliches und körperliches Mißgeschick des Gatten aber ändern den Sinn der Frau, die auf ein spätes Glück verzichtet und nun in Treue an der Seite ihres Mannes bleibt, während der Freund, ein Maler, in die Welt zieht, um seinen Schmerz zu vergessen. Leidvolle Resignation ist der Ausgang einer reinen Liebe, deren Schilderung so eindringlich ist, daß man sie unbewußt nachempfindet. Das Buch Walter von Rummels, der unseren Lesern durch manchen Beitrag im „Unterhaltungsblatt“ bekannt ist, ist eine Lektüre, die besonders den Frauen viel zu sagen weiß.

* H. G. Wells: „Die offene Verschwörung“. Vorlage für eine Weltrevolution. (Verlag Paul Jolnay, Wien IV.) „Die offene Verschwörung“ ist ein eindringlicher und hochbedeutsamer Mahnruf des englischen Romaniers Wells an die zerrüttete Welt, die nach dem großen Kriege und dem Zerfall aller alten Ordnungen um eine neue, bessere Ordnung ringt. Wells sagt, daß dieses Buch „die Zeitgedanken seines Lebens, die Fixpunkte seines Weltbilds“ festlege, und fügt hinzu: „Alle meine übrigen Werke sind nichts als Illustrationen und Kommentare. Hier folgt mein Glaubensbekenntnis. Hier wird man die Sterne meines Lebens sehen, hier die Grundzüge für mein Tun finden.“ Wells schlägt vor, daß die Besten aller Berufe und Stände, ihre Klassengegenstände überwindend, sich zu kleinen Gemeinschaften zusammenschließen, gleichsam zu ersten Zellen der neuen großen Lebensgemeinschaft, die zu schaffen ist. Von diesen und durch diese soll sich die neue geistige Bewegung, die einmal eine neue Erziehung bedeuten wird, fern von allen überalterten Vorurteilen, immer weiter verbreiten und allmählich in alle Teile der Gesellschaft eindringen, bis eines Tages sich eine neue, friedliche Revolution vollzogen haben wird.

* Otto Rudorff: „Dr. Wendemuths Erlösung“, Roman. (Verlag Neue Brücke, Düsseldorf.) Höchst eigenartig, von dramatischer Wucht, an letzte Dinge rührend ist die Behandlung des Rätsels Weib in der meisterlichen Zeichnung der drei Frauengestalten, die den Lebensfaden des Faden zeitweise durch ihre Hände gleiten lassen. Die Einknicke der Nachkriegszeit spiegeln sich an vaden lebenswahr gezeichneten Vertretern der verschiedenen sozialen Schichten in Deutschland wieder und wichtige Probleme, wie die Reform des Scheidungsrechts, die Strafrechtsplege, die Arbeitszeit, die Erleichterung der Jugend, studentisches Korporationswesen u. a. erfahren gelegentlich eine interessante Beleuchtung.

* André Renze: „Giganten der Landstraße“, ein neuer Sportroman. (Buchmeister-Verlag G. m. b. H., Berlin SW. 61.) André Renze, ein bekannter Pariser Journalist, hat mehrere Male die Tour de France, das größte Straßenrennen der Welt, studiert. In Wirklichkeit hat diese markterfüllte Fahrt um Frankreich, die über die Alpen und Porendänpässe und endlose Straßen führt, kaum noch etwas mit Sport zu tun. Die von der Sportpresse als Giganten gefeierten Rennfahrer sind nicht viel mehr als wandelnde Plakatsäulen. Sie werden engagiert und müssen fahren, ob sie sich dabei ruinieren oder nicht. Aber nicht der Zähmste und Trainierteste gewinnt meist das Rennen,

nicht selten setzen ihn die Tricks der gegnerischen Firmen schachmatt. Das Rennen wird zur kinodramatischen Jagd. Mit jedem Kilometer Fahrt nimmt auch der Roman an Tempo und Spannung zu, aus der flotten Reportage der Anfangskapitel wird ein lebendiger, padender Roman, der zum Schluß jene große Tragik des Siegers aufrollt, die ihr schmerzhaft lächelndes Antlitz aus einem Gewimmel von Surrogatschrei und Vorbeerbäumen erhebt. Ein Sportbuch und trotzdem ein Kunstwerk! Eine Sensation und trotzdem ein Roman.

* Adolf Bartels: „Geschichte der deutschen Literatur“, Band 3, 1871–1927. (Verlag F. Vessel, Leipzig C. L.) Mit diesem Band liegt die Nachkriegsausgabe von Adolf Bartels Literaturwerk wieder geschlossen vor, nachdem der 2. Band bereits 1924 erschienen war und ein Provisorium (Deutsche Dichtung von Heibel bis zur Gegenwart) diesen 3. Band, der den Zeitraum der letzten 56 Jahre umfaßt, bisher ersetzte. Es ist ein umfangreicher Band von über 1300 Seiten geworden, der sich in einzelne Abschnitte gliedert, die zeitlich mit den verschiedenen Richtungen zusammenfallen und zum mindesten namentlich alles anführen, was in diesem Zeitraum zur Literatur gerechnet werden kann. (Das Register umfaßt nicht weniger als 9000 Namen und Stichwörter.) Wenn es Bartels somit gelungen ist, das zweifelloste umfangreichste Nachschlagewerk über die Literaturgeschichte der letzten 50 Jahre zu schreiben und wenn man dabei sein Personen- und Titelgedächtnis (daß er alles gelesen hat, kann man wirklich nicht verlangen) bestaunt, so wird man doch immer wieder, auch als Nichtstude, abgestoßen von der Tatsache, daß er literarische Werturteile mit seiner antilettischen Gesinnung verquittet. Er unterscheidet dabei nicht nur Juden und Haljuden, sondern (auf Seite 969) „auch Haljuden, wie ich annehme“, und wenn er über Einzelne nichts Näheres weiß, so hält er es zum mindesten für nötig, festzustellen, daß er auch nicht weiß, ob sie Juden sind.

* Artur Rosenberg: „Die Entstehung der deutschen Republik 1871–1918“. (Verlag Ernst Rowohlt, Berlin.) Sachlich und ohne Parteinahme für Einzelpersonlichkeiten oder Klassen wird die Entstehung der Republik dargestellt als nicht zu verbindender Abschluß einer Entwicklung, die mit der Gründung des preussisch-deutschen Kaiserreichs begann. Rosenberg, der Dozent an der Berliner Universität ist, läßt die Dinge selbst sprechen und versucht, aus dem fast unübersehbaren Material den Sinn des Geschehens zu gewinnen. Ereignisse, die unsere Generation erlebt hat, die uns als zufällig oder unlogisch erschienen, werden hier unter neuen Gesichtspunkten zusammengefaßt und einleuchtend gedeutet, wobei der Verfasser der vollstündigen Meinung oder der Halbbildung keine Zugeständnisse macht und, wenn er Legenden zerstört, weder nach rechts noch nach links schießt.

* Edmund von Glaise-Horskenau: „Die Katastrophe“. Die Zerstörung Österreich-Ungarns und das Werden der Nachfolgestaaten. (Amalthea-Verlag, Wien IV.) Das reich illustrierte Werk des bekannten Kriegshistorikers und Direktors des österreichischen Kriegsarchivs, Edmund von Glaise-Horskenau, enthält das Gewirr von Impulsen und Geschehnissen, deren Ergebnis der Niederbruch Österreichs und die in Schmerzen geborene Neuordnung Mitteleuropas geworden ist. Österreich-Ungarns Schicksal erfüllte sich nicht nur innerhalb der schwarzgelben und rotweißgrünen Grenzpfähle, nicht nur in Wien, Budapest und Prag, sondern ebenso am Quai d'Orsay, in der Downingstreet, auf dem römischen Kapitol, im Weißen Hause zu Washington. Es ist beinahe sinnverwirrend, welche große Galerie historischer Persönlichkeiten der Autor dem Leser vorführt, Persönlichkeiten aus aller Welt, aus allen Schichten und Klassen, die alle haben Teil an den geschilderten gewaltigen Umwälzungen. Der Leser betritt die Schlachtfelder Polens, Italiens, des Westens, aber auch die Kämpfstätten an der fernen sibirischen Bahn. Er erlebt öffentliche, einst viel besprochene Haupt- und Staatsaktionen, aber sein Blick wird auch hinter die Kulissen gelenkt, wo mit unerhörter Rücksichtslosigkeit und verbissener Zähigkeit noch viel mehr Westgeschichte gemacht wird. Liegt uns Schwergewicht der Darstellung wohl auf den Geschehnissen von 1918, so ist auch den Zusammenhängen aus der näheren und weiteren Vergangenheit und vor allem den folgenreichen Auswirkungen in der jüngsten Zeit der entsprechende Raum eingeräumt. Unverkennbar hängt des Verfassers Herz an seinem kulturell und traditionsreichen alten, verschwundenen Vaterland. Doch hindert ihn dies nicht, Gestalten und Ereignisse mit möglicher Unvoreingenommenheit und Sachlichkeit zu sehen und zu schildern.